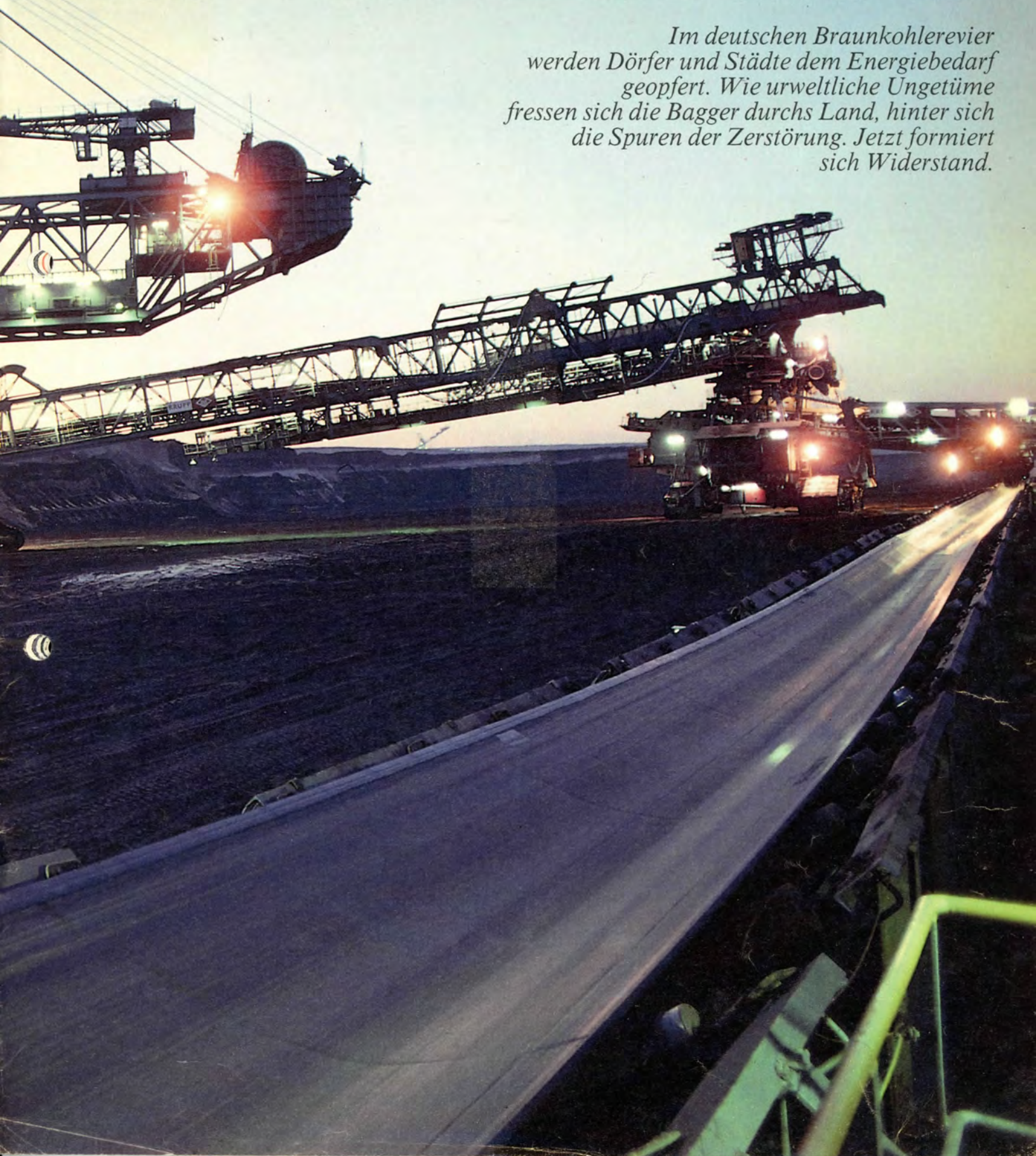


DAS GROSSE LAND-

*Im deutschen Braunkohlerevier
werden Dörfer und Städte dem Energiebedarf
geopfert. Wie urweltliche Ungetüme
fressen sich die Bagger durchs Land, hinter sich
die Spuren der Zerstörung. Jetzt formiert
sich Widerstand.*



-SCHAFTSFRESSEN

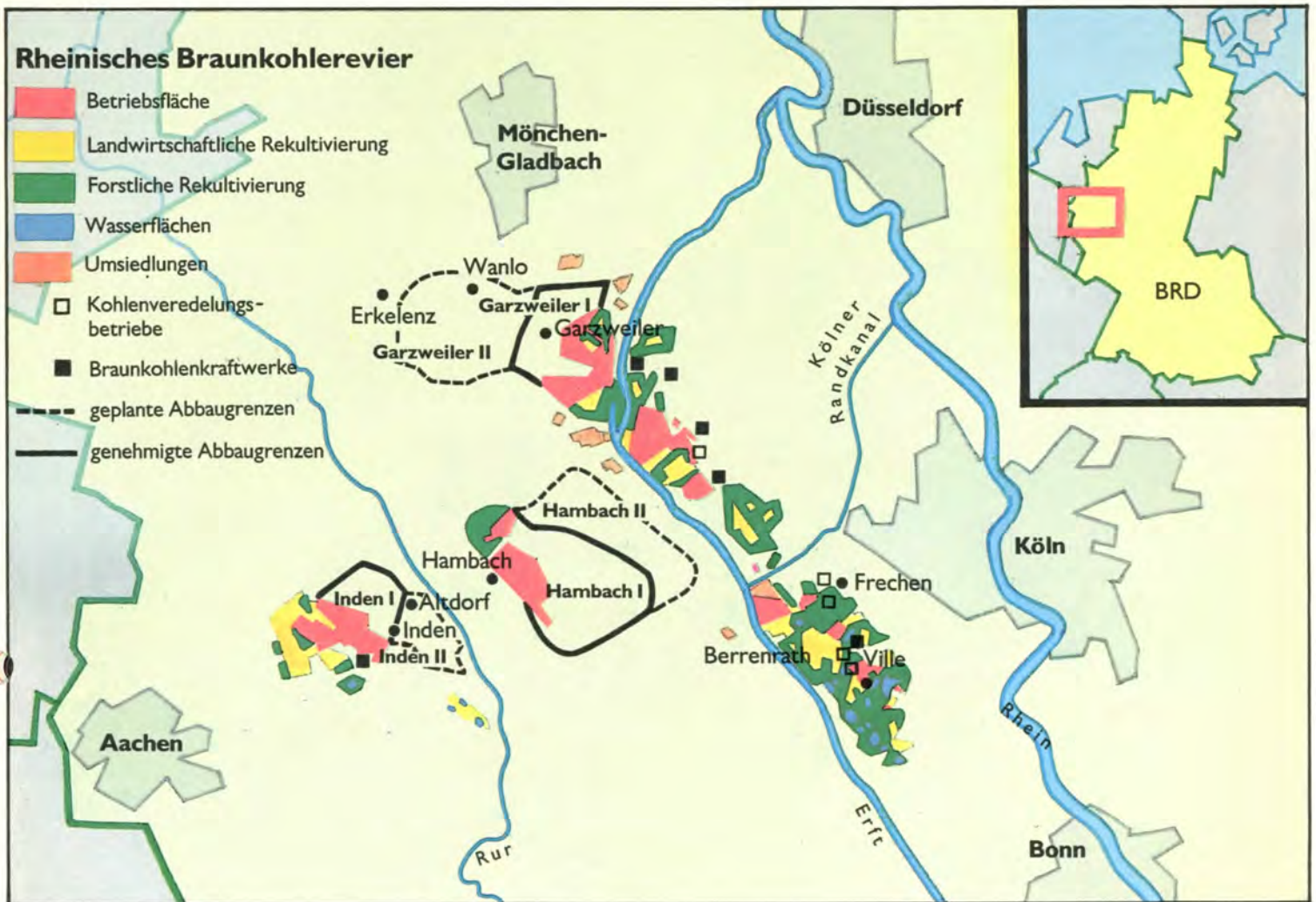
Pit Wuhrer (Text) Ronald Frommann (Bild)



Jetzt hat auch der liebe Gott
wegziehen müssen, hinausge-
segnet aus der alten Garzwei-
ler Kirche St. Pankratius, umge-
siedelt gen Norden in eine neu-
gebaute Kapelle. Der Dachstuhl
des 130 Jahre alten Kirchturms
liegt zersägt und zertrümmert
vor dem zugemauerten Ein-
gangsportal, und die Menschen
am Bauzaun ringen sichtlich um
Fassung. «In dieser Kirche wur-
den mein Mann und ich getraut,
hier wurden unsere Kinder ge-
tauft und meine Eltern aufge-
bahrt», sagt eine ältere Frau, in
den Händen eine Schieferplatte
vom Turmdach. Anderen ste-
hen Tränen in den Augen; sie
wussten alle, dass das Dorf nicht
zu retten war, aber Wissen lin-

Der moderne Drache.
Täglich verschlingt das
Ungeheuer 240 000
Kubikmeter Erde. Das
Gebiss: ein Schaufelrad,
so hoch wie ein
siebenstöckiges Haus.
Es keucht und knirscht.





dert nicht den Schmerz. Ein alter Mann läuft über Holzplanen und Erdhügel zum ehemaligen Altar, kehrt wieder zurück und fotografiert in einem fort. «Das ist Pfarrer Schmitz», sagt Hermann-Josef Noll, der kirchliche Jugendarbeiter, mit dem zusammen ich den geköpften Kirchturm besteige. Vor zehn Jahren noch überblickte man von hier oben ein schönes altes Dorf, eine verwinkelte Gemeinde; heute sieht man nur noch grünbraune Flächen und einige Gebäude.

Unten in der Kirche fotografiert der Pfarrer immer noch und ist nicht ansprechbar. «Er erkennt nicht mal mich», sagt Noll, «er hat sich lange Zeit gegen den Abbruch gewehrt und ist jetzt mit sich selber beschäftigt. Er fotografiert, um mit dem Ganzen fertig zu werden.»

Das Ungetüm keucht, rasselt, stampft, knirscht und quält sich Meter um Meter vorwärts. Zehntausende von Pferdestärken treiben den Giganten mit einem Höllenlärm über die

vierte Sohle des Hambacher Tagbaus. Der moderne Drache, der in diesem gewaltigen Loch eine neue Position bezieht, trägt die Betriebsnummer 288. Er ist fast 100 Meter hoch, 225 Meter lang, 13 000 Tonnen schwer und wird von fünf Mann bedient. Der Drachenschlund, ein Schaufelrad, hat die Höhe eines siebenstöckigen Hauses (21,5 Meter) und frisst sich mit seinen zwanzig Unterkiefern ins Erdreich. Pro Tag verschlingt das Ungeheuer 240 000 Kubikmeter Erde, die über Transportbänder auf die andere Seite der Grube geschafft wird, wo über 60 Meter hohe und 180 Meter lange Absetzer den Abraum wieder ausspucken.

Auf vier Stufen graben sich die Schaufelradbagger Richtung Osten und legen die Braunkohle in 250 Meter Tiefe frei. Bänder transportieren den Abraum um das Loch herum auf die westliche Seite. Was dort passiert, ist durch die staubige Luft kaum zu erkennen: Absetzer schütten dort die vormals

2500 Quadratkilometer – fast so gross wie das Tessin – ist das westdeutsche Braunkohlerevier. 55 Milliarden Tonnen billiger Energie liegen noch unter der Erdoberfläche.

sauber in Schichten getrennten Kies-, Sand- und Tonböden auf zwei Innenkippen. Was auf der einen Seite weggeschaufelt wird, füllt auf der andern die Leere: So wandert das Loch, dessen einziger Zweck darin besteht, an die tiefelegene Braunkohle zu gelangen.

An einem Ort ist der Abraum im Laufe der Zeit zu einem 190 Meter hohen Kunsthügel angewachsen. Und dieser ist nun die höchste Erhebung im Rheinland! Forstexperten haben den Miniberg mit einem Gipfelkreuz, künstlichen Weganlagen und pflegeleichten Bäumen «rekultiviert».

Das Hambacher Loch fasziniert, die Zerstörung hat ihren ästhetischen Reiz. Mal den Bagger anschauen, mal die Vernichtung sehen, mal die Farbenpracht der frisch geschnittenen Erde und die gelb-rötlich-braune Abfallmixture betrachten – das grosse Fressen ist eine Touristenattraktion.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wird im Dreieck Köln –

DAS GROSSE LANDSCHAFTSFRESSEN

Aachen – Mönchengladbach Braunkohle industriell abgebaut; zuvor war der Rohstoff von Hand gewonnen worden. An einigen Orten lag nur eine dünne Erdschicht über dem aus versunkenen Wäldern und Torfmooren entstandenen Brennstoff. Ein paar Spatenstiche genügten, und die Kohle konnte nach oben gebracht, getrocknet und verheizt werden. Nach Norden hin fallen die Flöze jedoch stark ab, es musste immer tiefer gegraben werden. Der Abraum nahm stetig zu. Zurzeit müssen für jede Tonne Kohle drei Tonnen Erde abgebaggert werden.

Das Braunkohlerevier umfasst ein Gebiet von 2500 Quadratkilometern; 55 Milliarden Tonnen Braunkohle liegen hier unter dem Boden, nach heutigen Massstäben sind 35 Milliarden Tonnen wirtschaftlich gewinnbar. Nach der DDR und der UdSSR ist die BRD mit derzeit 120 Millionen Tonnen Jahresförderung der drittgrößte Braunkohleproduzent der Welt. Braunkohle sei eine kostengünstige und leicht abbaubare Energiequelle, betonen die SPD-Landesregierung von Nordrhein-Westfalen und die CDU/CSU/FDP-Bundesregierung immer wieder. Allerdings mussten dem wachsenden Loch in den letzten vierzig Jahren fast 30 000 Menschen weichen. Ganze Ortschaften verschwanden. Wie mir in der Kölner Konzernzentrale versichert wird, vollzogen sich die Umsiedlungen ohne grössere Probleme.

Die Mitglieder des Geschichtsvereins von Inden sehen das anders. Im oberen Stockwerk einer Schule präsentiert der Verein handkeramische Gefässe und Steinbeile des 4. Jahrtausends vor Christus, Votivsteine und Bronzebeschläge gallorömischer Wagen aus dem 2. Jahrhundert und Zeugnisse aus der Frankenzzeit. «Wir wollen eine Identität vermitteln, wir wollen ein Dorf bleiben», sagt die Hausfrau Renate Xhonneux, die gerade ein Buch über die Geschichte der jüdischen Familien am Ort von 1700 bis heute geschrieben hat. Den Titel des Buches, «Denn tot sind nur die Vergessenen», will sie auch

PIT WUHRER ist freier Journalist in Konstanz, RONALD FROMMANN Fotograf in Dortmund.



für die dramatischen Veränderungen verstanden wissen, die unmittelbar bevorstehen. Der Verein dokumentiert vor allem das alltägliche Geschehen: Da wird die Kirmes gefilmt, das Dorfleben festgehalten. Die Zeit drängt, denn unter den Dörfern liegt Braunkohle.

Der Geschichtsverein Inden will die Erinnerung an einen Ort konservieren, den es in fünf Jahren nicht mehr geben wird. 5000 der 7500 Einwohner von Inden müssen der Braunkohle weichen. Man fühle sich regelrecht verplant, sagt Ex-Landwirt Scheuer. Vor Jahren schon hat er Hof und Land an Rheinbraun verkauft, und er glaubt, durch «persönliches Verhandlungsgeschick» noch viel rausgeholt zu haben. Jetzt besitzt er einen Hof in Schleswig-Holstein, den jedoch jemand anders bewirtschaftet.

Der Gemeinderat sprach sich wiederholt gegen die Zerstörung des Ortes aus, ist aber befangen, wie viele sagen. Rund zwei Drittel der Einwohner arbeiten für das Unternehmen, das ihrer Gegend den Garaus machen wird. Die Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke AG Essen (RWE), die Muttergesellschaft von Rheinbraun, ist eines der grössten Energieunternehmen der Bun-

desrepublik. Rund um die rheinischen Tagbaugebiete unterhält RWE Kraftwerke, in denen der Rohstoff verstromt wird.

Inden und das zugehörige Altdorf sind Strassendörfer. Viele Häuser stehen mit der Dachtraufe zur Fahrbahn, die schmalen Grundstücke mit den alten Obstbäumen ziehen sich weit nach hinten. Ausser einer Papier- und Kartonagefabrik, einer Schaumstoffirma und einem Warenlager gibt es keine grösseren Unternehmen im Ort. «RWE hat erfolgreich verhindert, dass sich hier andere grosse Industriebetriebe niederlassen», sagt Renate Xhonneux. So konnten die Menschen in Abhängigkeit gehalten werden, so gab es nie Konkurrenz um Arbeitskräfte.

In Inden und Altdorf arbeiten auch Pfarrer Jost Mattar, Sozialarbeiter Rolf Sevenich und Gemeindefereentin Ute Winertz. Der Aachener Bischof hat die Umsiedlung, eine Folge des Braunkohleabbaus, zu einem Schwerpunkt der pastoralen Arbeit im Bistum erklärt. «Seit fünfzig Jahren leben die Menschen hier unter dem Druck: Wir müssen weg», sagt Rolf Sevenich. «Das nagt an der Dorfgemeinschaft. Die einen verdrängen und hoffen auf ein Wunder, dabei können sie den Bagger schon hören. Andere ha-

Pfarrer Schmitz in seiner zerstörten Kirche. Er kann es nicht fassen, das sein Dorf dem Energiehunger weichen musste. Voller Verzweiflung kehrt er immer wieder zurück.

ben schon lange aufgehört, die Fensterläden zu streichen oder die Wohnung neu zu tapezieren.» Unter dem Druck breche die Gemeinschaft zusammen.

In einem Fall beging ein Familienvater scheinbar völlig unmotiviert Selbstmord. «Erst später fanden wir heraus, dass er gerade die erste Verhandlungsrunde mit Rheinbraun hinter sich hatte», erzählt Rolf Sevenich. Die Verhandlungen seien beinhart: «Da wird dir erklärt, dass alles, an dem du hängst, keinen Wert hat, dass du doch auf dem Flohmarkt verkaufen sollst.» Wo der Mensch an seinen materiellen Werten gemessen wird, kommen solche Schätzungen wie Vernichtungsurteile daher. Zwar steht jedem Eigentümer ein Rechtsbeistand zu, den Rheinbraun bezahlen muss. In vielen Fällen zahlt die Firma jedoch lediglich eine niedrige Pauschale. «Rheinbraun gibt Almosen und zieht die Menschen gleichzeitig über den Tisch», nennt Sevenich dieses Verfahren.

Niemand brauche einen Anwalt, argumentiert hingegen Firmensprecher Heinz-Hanns Baltzsch, den ich später besuche. «In mehr als 99 Prozent» sei es zu einer gütlichen Einigung gekommen.

«Wir zahlen gut», sagt Baltzsch.

Das bestreitet im Revier fast niemand. Die Probleme liegen anderswo. Bei den Mietern beispielsweise, die anders als die Hauseigentümer keine Entschädigung bekommen, sondern nur eine Umzugsbeihilfe und «Gardinengeld».

Die Möblierungsbeihilfe schafft allerdings keine neuen Wohnungen. Allein in Inden, schätzt die katholische Gemeindegemeindeführerin Ute Winnertz, fehlen demnächst über hundert Mietwohnungen. «Wo soll dann die alte Frau hin, die weder selber bauen noch mitziehen kann?»

Die Umsiedlung wirbelt soziale Beziehungen durcheinander und gefährdet das Gemeinschaftsleben. Was wird aus der freiwilligen Feuerwehr im neuen, grösseren Dorf? Was wird aus dem Karnevalsverein? Was aus der Schützenbruderschaft, aus den Taubenzüchtern und was aus der Kirchgemeinde? Ein Mann hat sich aus



Verzweigung im alten Haus erhängt, und auch einige Witwen sind zum Sterben in die zum Abbruch bestimmten Wohnungen zurückgekehrt.

In Garzweiler ist die Frage nach der Sozialverträglichkeit kein Thema mehr. Nur noch ein Dutzend Familien leben in dem Ort, wo es früher acht Beizen, fünf Lebensmittelgeschäfte, zwei Metzger und einen Bäcker gab. Heute kommt ein Bäcker täglich mit seinem Verkaufswagen vorbei. Das Dorf ist gestorben. Das weiss auch Bauer Josef Mertens, der Zuckerrüben anbaut. «Früher halfen mir die Jungs aus dem Dorf bei der Ernte, aber heute ist keiner mehr da.» Sein Hof, 75 Hektar gross, reiche gerade zum Überleben.

Mertens hat noch nicht verkauft, Rheinbraun konnte ihm bisher kein Ersatzland bieten. Die von der Firma angebotenen «rekultivierten landwirtschaftlichen Flächen» taugen seiner Meinung nach nicht viel. Der ganze Grund werde durchmischt, und dann kippten die noch zwei Meter Lössboden obendrauf: «In einem trockenen Sommer wie dem letzten sieht es auf diesen Feldern schlecht aus, das Wasser versickert zu schnell. Dann leidet der Ertrag.» Kein Vergleich zum natürlich entstandenen Mutterboden mit seinen fünfzehn Metern reinen

Lösses, das sei ein Boden von höchster Qualität.

In Neu-Garzweiler hat sich wie in anderen Umsiedlungs-orthern das Leben der Menschen verändert. Die Nachbarn sind weiter voneinander weggerückt, viele ehemalige Mitbewohner sind nicht mehr da. Kaum eine Familie, die sich nicht zwangsläufig verschuldet hätte. «Die Trauer über die verlorene Heimat», wie es die Soziologin Katrin Hater nennt, hat seltsame Träume erblühen lassen. In Neu-Lich-Steinstrass, einem älteren Umsiedlungsort am Rande von Jülich, stehen Wildwesthütte, Schwarzwaldklinik und Ökohaus in pflegeleichten Kunstgärten neben einer Kirche, die den Charme eines Futtersilos ausstrahlt. Ein Dallas der Kleinbürger, in dem es so zugeht wie in der wirklichen TV-Serie: Die Menschen sind einsam, der Fernseher flimmert vom frühen Morgen an, die Telefonrechnungen verzehnfachen sich, und wenn der Wagen nicht vor der Tür stehe, sagt eine Frau, werde sie ganz verrückt.

In Neu-Garzweiler ist es nicht ganz so schlimm. Anneliese Mertens sieht bereits das neue Haus vor sich, stellt sich vor, wie sie es einrichten könnte, und stolz zeigt sie auf die wertvollen Schränke und die alte Kommode im Korridor. Ob wir

Nicht alle verlieren. Vater Menser und seine zwei Söhne haben von der Umsiedlung nach Neu-Garzweiler profitiert. Das Kraftwerk verhalf ihnen zu einem neuen Geschäft.



schon den prächtigen alten Hof ihrer Eltern gesehen hätten, der langsam zerfällt? Sie hätte gern die schöne grosse Eichentür mitgenommen, doch bevor ihr Mann sie habe ausbauen können, sei die Tür plötzlich weg gewesen. Auch der schöne Balken, den er herausschlagen wollte, war mit einemmal verschwunden. «Mir ist schon passiert, dass ich morgens die Haustüre aufmachte, und draussen nahm einer gerade Mass. Was er da mache, wollte ich wissen. «Die Türe brauchen Sie sowieso nicht mehr», hat der geantwortet.»

Die Fremden bauen Steckdosen ab, schrauben Schalter weg, ziehen Kabel von den Wänden – sie plündern auch das Niet- und Nagelfeste. In manchen Umsiedlungsdörfern haben die Gemeindeverwaltungen inzwischen bereits Schilder aufstellen lassen: «Dieses Dorf ist nicht zur Plünderung freigegeben.»

Die Umsiedlung von Garzweiler wird von Rheinbraun als Modellfall gefeiert. Innerhalb von zehn Jahren sei sie reibungslos über die Bühne gegangen, wird mir in der Unternehmenszentrale am Kölner Stüttenweg erklärt. Doch die Firma hatte kräftig nachgeholfen. Als bekannt wurde, dass die Bagger kommen, legte sich die Dorfbevölkerung zunächst quer. Der

Elisabeth Hoffmann-Heinen: «Die Natur stirbt langsam weg. Früher quakten hier Frösche. Jetzt trocknet den Bäumen der Boden weg, und niemand übernimmt die Verantwortung.»

Widerstand brach jedoch bald zusammen.

Rheinbraun, der grösste Arbeitgeber im Revier, stellt bevorzugt Arbeitskräfte aus den Umsiedlungsorten ein und gewährt diesen grosszügige Darlehen. Zudem umwirbt das Unternehmen die sogenannten Meinungsführer. Was ist schon dagegen einzuwenden, wenn die Big Band von Rheinbraun auf Dorffesten aufspielt? Wenn Rheinbraun-Vertreter einem Verein, einer Schule, einem Bürgermeister vor den Kameras der Lokalpresse einen 100- oder 200-Mark-Scheck überreichen? Wenn Rheinbraun-Beschäftigte im Fussballklub mitkicken und Rheinbraun-Nikoläuse in Kindergärten den Weihnachtsmann spielen? Ausserdem organisierte das Unternehmen sonntags kostenlose Busfahrten von Neu-Garzweiler zur Messe in Alt-Garzweiler und dann, als die neue Kirche eingeweiht war, in umgekehrter Richtung. Der Widerstand schrumpfte schnell. Einem so patenten Unternehmen bietet man nicht die Stirn, schienen sich die meisten zu sagen.

Nicht aufgegeben hat Elisabeth Hoffmann-Heinen. Die Lehrerin wohnt ein paar Kilometer nördlich von Garzweiler in Wanlo, einem Stadtteil von Mönchengladbach. Sie emp-

fängt uns auf Gut Kappelshof, einer weitläufigen, denkmalgeschützten Ritterburg, die ihr Mann landwirtschaftlich bewirtschaftet. Ihr Protest richtet sich gegen die geplante Erweiterung des Tagbaus Garzweiler. **S**eit Jahren arbeiten Rheinbraun-Experten an Erweiterungsplänen, die die Braunkohleförderung bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts garantieren sollen. Ab dem Jahr 2005 sollen im Revier nur mehr drei Gruben in Betrieb sein: Inden II mit einer jährlichen Fördermenge von 25 Millionen Tonnen, Hambach II mit 45 bis 50 Millionen und Garzweiler II mit 45 bis 50 Millionen. Die Bewohner im projektierten Abbaugbiet Garzweiler II sind in heller Aufregung. 12 000 Menschen in neunzehn Ortschaften sollen Anfang des nächsten Jahrhunderts der Braunkohle weichen; Wanlo und der Kappelshof – Denkmalschutz hin, Denkmalschutz her – sind auch dabei.

Elisabeth Hoffmann-Heinen kann sich in ihrem geräumigen Wohnzimmer nicht vorstellen, dass «all dies hier verlorengeht», und zeigt, was schon verlorengegangen ist. Hundertfünfzig Meter westlich der Gutsgebäude verläuft die Niers, ein kleiner Zufluss der Maas. «Die Natur stirbt langsam weg», sagt die Gutsfrau. Früher hätte ein Wassergraben den Kappelshof umgeben, doch der sei irgendwann ausgetrocknet, und keiner wusste so richtig, warum. Dann sei ihnen aber aufgefallen, dass in der nahen Kohlegrube Hunderte von Pumpen das Grundwasser absaugen, weil sonst die Bagger im Wasser stünden.

Zuerst schlugen Naturschützer Alarm, weil die rund achtzig Quellen der Niers zu versiegen begannen. Dann registrierten auch die Behörden, dass sich die Quellen des Baches um vier Kilometer nach Norden verschoben. «Früher», sagt Elisabeth Hoffmann-Heinen, «stand hier eine Weide neben der anderen, quakten Frösche, lebten Blutegel. Früher konnte man hier nicht laufen. Aber jetzt trocknet den Bäumen der Boden weg, verschwinden Feuchtbiotope, und Rheinbraun erklärt sich für unzuständig.»

FORTSETZUNG SEITE 48

DAS GROSSE LANDSCHAFTSFRESSEN

LANDSCHAFTSFRESSEN

Die niederrheinische Bucht ist eines der vier grössten zusammenhängenden Grundwasservorkommen der Bundesrepublik; viele Städte versorgen sich daraus mit Trinkwasser. Rheinbraun hat nicht nur das Monopol auf den Braunkohleabbau in der Bundesrepublik, das Unternehmen ist auch gleichzeitig das grösste Wasserwerk des Landes. Pro Jahr saugen rund 1300 Entwässerungsbrunnen 1,2 Milliarden Kubikmeter Wasser ab; um jede Grube sind Brunnengalerien installiert – für eine Tonne Kohle müssen zehn Tonnen Wasser abgepumpt werden. Achtzig Prozent fliessen dann ungenutzt in den Rhein oder die Maas; rund 160 Millionen Kubikmeter dienen den RWE-Kraftwerken als Kühlwasser; nur ein verschwindend geringer Teil wird in Mönchengladbach und Düsseldorf als Trinkwasser verwertet.

Als Folge des Abpumpens ist ein Gebiet grösser als der Kanton Tessin von der Austrocknung bedroht. Bereits sind einige der städtischen Brunnen in Mönchengladbach versiegt.

Durch den Wasserentzug senken sich auch die Böden. In der Kleinstadt Jülich, die zwischen den Tagbaugebieten Hambach und Inden liegt und eine Kernforschungsanlage beherbergt, hat der Grundwasserverlust dazu geführt, dass einzelne Häuser abgerissen werden

mussten. Die Stadtverwaltung muss Gasleitungen verstärken, die Kanalisation und Stromleitungen erneuern. Die vielbefahrene Autobahn von Köln nach Aachen ist mittlerweile trotz steter Reparaturen zur Berg- und Tal-Bahn geworden. In Wanlo, wo viele alte Häuser und Gehöfte auf Pfählen im Boden gründen, knirscht es ebenfalls im Gebälk.

«Früher hat Rheinbraun alle ökologischen Probleme ignoriert, heute sagen sie, sie hätten alles im Griff», klagt Elisabeth Hoffmann-Heinen, und dies, obwohl schon die Nachbarn in den Niederlanden unter den Eingriffen in den Wasserhaushalt litten!

Alles im Griff, sagt dann auch sinngemäss Rheinbraun-Pressesprecher Heinz-Hanns Baltsch. Er fände es zwar auch schade, wenn das Naturschutzgebiet austrocknete, und er wäre dann sofort auf seiten der Gegner des Braunkohleabbaus. Aber Sorgen hege er da keine. Erst vor zwei Jahren habe das Unternehmen auf Verlangen der Regierung ein «Ökologisches Anforderungsprofil für den Tagbau Garzweiler II» vorgelegt. Der Bericht skizziert die Auswirkungen der Grundwassersenkung und schlägt vor, dem Boden später einmal Rheinwasser zuzuführen. Rheinwasser, dessen Güte ab Basel bekannt ist, werde auch für die Füllung der Restlöcher verwendet, sagt Baltsch. So habe Rheinbraun in den alten Tagbaugebieten Ville/Berrenrath und Frechen eine «Wald-Seen-

Landschaft geschaffen, die für meine Begriffe viel schöner ist als die vorherige Gegend», sagt der Pressesprecher.

Viel schöner als vorher?

«Ja, das sind nun beliebte Freizeitlandschaften.»

Für die Wirtschaft der Bundesrepublik ist der Braunkohleabbau unentbehrlich, rund zwanzig Prozent des Strombedarfs werden durch Braunkohlekraftwerke gedeckt. Das mag der Hauptgrund dafür sein, dass Rheinbraun allen Umweltrisiken zum Trotz von grundsätzlicher Opposition weitgehend verschont geblieben ist.

Um so erstaunlicher ist der Widerstand der Behörden von Erkelenz, einer Stadt mit 39 000 Einwohnern. Bürgermeister Willy Stein berichtet, dass der mehrheitlich konservative Gemeinderat eine Entschliessung nach der anderen gegen Garzweiler II verabschiedet habe, sich vor Gerichten mit Rheinbraun streite und auch in Zukunft nicht lockerlassen wolle. Die Zukunft der Stadt stehe auf dem Spiel. Garzweiler II schlucke vierzig Prozent des Gemeindegebietes, bedrohe siebzehn Stadtteile, 9000 Erkelenzer Bürger müssten umsiedeln. Die Behörden setzen sich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zur Wehr, und sie planen und bauen, als ob es die Rheinbraun-Pläne gar nicht gäbe. So haben sie für einen Ortsteil, der 2005 abgebagert werden soll, vor kurzem eine neue Kanalisation genehmigt. Die Chancen der Stadt Erkelenz

stehen allerdings nicht gut. Im Braunkohleausschuss haben die mit der Energiewirtschaft verfilzten Verbands- und Kommunalpolitiker die Mehrheit. Auch die SPD-Landesregierung hat erkennen lassen, dass ihr aus energiepolitischen Gründen Garzweiler II wichtig ist.

Zurück in Garzweiler, in der Kneipe neben der geköpften St.-Pankratius-Kirche. Die Wirtschaft gehört dem Vetter von Bauer Mertens. In der Ecke sitzen fünf abgearbeitete Männer und trinken Bier. Am Tresen, den die Pokale des Vereins für Leibesübungen Garzweiler schmücken, erzählen sich die Leute zum x-tenmal die Geschichte des Garzweiler Bürgermeisters, der für seine Hälfte eines Doppelhauses doppelt so viel bekommen habe wie der Nachbar – fast 900 000 Mark stand auf dem kopierten Kaufvertrag, der vor Jahren in vielen Briefkästen auftauchte. Aber der Mann, ereifert sich der Wirt, «hat sich wie kein zweiter für Garzweiler eingesetzt».

Ist ja auch nicht so wichtig, winkt eine alte Frau ab, und regt sich im nächsten Moment über die Bundesregierung auf, die «Protestresolutionen an Rumänien verschickt hat, wo sie die Dörfer plattmachten. Aber was geschieht denn hier, im eigenen Land? Genscher sollte sich mal um diese Gegend kümmern!»

Zwei Tage später wird die Kneipe für immer geschlossen. In zwei Wochen will der Wirt wieder aufmachen – in Neu-Garzweiler.

Wien macht
Ihnen eine
neue

WINTER

Zeite

Jetzt kommt Ihr Wien-Journal ins Haus. Gratis. Damit Sie wissen, was läuft. In Sachen Musik und Theater, Musicals und Ausstellungen, Feste und Bälle. Die neue Wiener Szene wartet auch bei der Österreich-Information: Zweierstrasse 146, CH-8036 Zürich. Und bei Austrian Airlines. Oder rufen Sie einfach 01-451 15 51 an. Wien läßt diesen Winter keinen kalt. Servus.

Wien
Wien · Vienne · Viena · ウィーン

